Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 293. | Berlin, Montag, den 12. Juni 1893. | XXII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

jährlich hat man in Oesterreich-Ungarn acht Tage lang Gelegenheit, parlamentarisch die auswärtigen Angelegenheiten zu beraten. Die Delegationen, dieses eigenthümliche Parlament, das Oeffentlichkeit, aber keine stenographischen Berichte besitzt, bietet Volksvertretern beider Reichshälften die Möglichkeit, sich über Gang der auswärtigen Politik des Donaureiches zu orientiren, der gemeinsame Minister des Aeußern, will er anders sein Budget bewilligt sehen, gezwungen ist, den mehr oder weniger wißbegierigen Delegirten Rede und Antwort zu stehen. Seit Jahren ist es eine Gewohnheit der einander ablösenden gemeinsamen Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, diese Sitzungen der Delegationen zu einer Haupt- und Staatsaffaire zu gestalten — derart, daß der Ressortchef, nachdem sein Preßbüreau die öffentliche Meinung genugsam vorbereitet hat, die Lage kommt, sein Budget von den ungarischen wie von den österreichischen Delegirten im Handumdrehen bewilligt zu erhalten. Durch eine Rede, welche die Politik des leitenden Staatsmannes im Brillantfeuerwerk erstrahlen läßt, wird dabei regelmäßig vor der Mit- und Nachwelt der Beweis geführt, daß man Oesterreich-Ungarn, was die Leitung der auswärtigen Geschäfte betrifft, in der besten aller denkbaren Welten zu leben, das Recht hat.

Mit jener Behendigkeit, welche dem Meister in dieser parlamentarischen Strategie eine langjährige Uebung verleiht, hat auch Graf Kalnoky seine Rede über die auswärtige Politik des Kabinets vom Stapel gelassen, und, wie üblich, erntete er nur die Gesammtbewilligung seines Budgets, sondern auch ein einmiges Vertrauensvotum, das man nachgerade gewohnt ist, dem Inhaber dieses Portefeuilles als etwas Selbstverständliches zu sehen. Allein indem Graf Kalnoky sich bestrebte, die Zufriedenheit der Delegirten in einem solchen Vertrauensvotum zum Ausdruck gelangen zu lassen, übersah er, wie es scheint, daß seine Ausführungen neben der Wirkung auf die nächsten Kreise auch eine Fernwirkung erzielen würden. Und so geschah es, daß die Aeußerungen des leitenden Ministers außerhalb der schwarzgelben Pfähle eine ganz merkwürdige Beurtheilung erfuhren. Der Zuhörer hatte zur großen Genugthuung seiner österreichisch-ungarischen Zuhörer die Befestigung des Friedenszustandes gefeiert, von man implicite annehmen dürfe, daß sie auf die Thätigkeit dieser Auswärtigen Amtes in erster Reihe zurückzuführen. Er hatte ferner von einer Zukunft gesprochen, die vielleicht Stillstand der militärischen Rüstungen herbeiführen werde, Ungen, welche jetzt noch an die Mächte des Kontinents so schwere Anforderungen stellen. Und er hatte sich sein Land dazu beglückwünscht, daß die Beziehungen sowohl zum Petersburger Kabinet wie zum Zaren in einer erfreulichen Besserung begriffen seien. Diese Kundgebungen wurden nun außerhalb Oesterreich-Ungarns von zwei verschiedenen Seiten in einer Weise ausgebeutet, welche, wie es scheint, den Redner selbst auf das peinlichste überraschte. So benützte zunächst die deutsche Opposition die Militärvorlage mit vollem Recht in dem Wahlkampf, den sie führen hat, die Aeußerungen des leitenden Staatsmannes von Oesterreich-Ungarn, um damit alle Diejenigen ad absurdum zu führen, welche zu Gunsten der Militärvorlage von einem bevorstehenden Einfall der Kosaken in deutsches Gebiet zu sprechen die Unklugheit besessen hatten. Dann aber waren es namentlich die Franzosen, welche die Wendungen des Grafen Kalnoky bezüglich Rußlands zu einer Auslegung gebrauchten, die auf nichts Anderes hinauslief, als auf das angeblich darin liegende Eingeständniß einer Erschütterung des Dreibundes. Die Pariser Presse, die mit so großem Korpsgeist und mit nur einer einzigen kurzen Unterbrechung es sich versagt hatte, Stellung zur deutschen Militärvorlage zu nehmen, um die Reichsregierung in die Unmöglichkeit zu versetzen, aus ihren etwaigen chauvinistischen Angriffen Kapital für den Erfolg ihres Entwurfes zu schlagen — die Pariser Presse mochte sich die Waffe nicht entgehen lassen, welche ihr anscheinend die Rede des Vertrauensmannes Kaiser Franz Josephs darbot. Mit jener Illusionsfähigkeit, welche die französischen Boulevardpolitiker von jeher auszeichnete, sah man bereits Oesterreich vom Dreibund abschwenken, sich in die Arme Rußlands werfen, eine Verständigung über die streitigen Balkaninteressen herbeigeführt und das deutsche Reich in einer Weise isolirt, welche ganz dazu angethan war, die französischen Revanchehoffnungen durch die blühendsten Triebe neu zu beleben. Freilich gehörte die ganze Naivetät und jene Fertigkeit, sich eine politische Fata morgana vorzuspiegeln, dazu, wie sie unstreitig die französische Presse besitzt, um derartige Kommentare der Kalnokyschen Rede erzeugen zu können. Denn in der wirklichen politischen Welt war es kein Geheimniß, daß die Alfresko-Malereien des Grafen Kalnoky über die Besserung der Beziehungen des Wiener Kabinets zum Zaren einer genauen Prüfung nicht Stand zu halten vermochten. Kaiser Alexander III. hatte noch vor wenig Wochen den Ingrimm nicht verborgen gehalten, der in ihm erwachten war, als er die Nachricht empfing, der bulgarische Ministerpräsident Stambulow sei in der Wiener Hofburg in feierlicher Audienz gewissermaßen als anerkannter Minister eines anerkannten Fürsten empfangen worden. Der Zar hatte diese Audienz nahezu als einen Schlag ins Gesicht empfunden, und es war deshalb von ihm angeordnet worden, daß Großfürst Wladimir, der seine Rückkehr von der silbernen Hochzeit des Königs Humbert über Wien hatte bewerkstelligen wollen, diese Absicht aufzugeben habe. Es ist ferner in der diplomatischen Welt nicht unbekannt, daß in diesem kritischen Augenblick Graf Caprivi mit einer Initiative einsprang, der ihn seine Widersacher in Hamburg und Umgegend nicht für fähig gehalten hatten. Fürst Ferdinand von Bulgarien, den der Empfang, welchen er am Wiener Hofe gefunden, auf seiner Hochzeitsreise ein wenig zu Kopf gestiegen war, wollte auf der Rückreise nach Sofia in Konstantinopel einen Besuch abstatten. Und am Goldenen Horn hatte man nicht übel Lust, dem Vasallenfürsten eine ebenso feierliche Aufnahme zu bereiten, wie sie dem Koburger am Wiener Hofe zu Theil geworden war. Fürst Radolin, der deutsche Botschafter bei Sultan Abdul Hamid, griff hier jedoch mit raschem Entschlusse ein und wußte dem Beherrscher der Gläubigen die zeitlichen Unzuträglichkeiten eines solchen Zugeständnisses an den Fürsten von Bulgarien so lebhaft vor Augen zu führen, daß man dem eben schon auf der Meerfahrt nach Stambul befindlichen Hochzeitsreisenden vom Goldenen Horn aus mit einer Entschiedenheit abwinkte, die eine Aenderung seiner Reiseroute zur sofortigen Folge hatte. Hier gelang es also deutschem Einfluß, der in Thätigkeit gesetzt worden war, um dem Zaren einen abermaligen Affront zu ersparen, zu verhindern, daß der gegen das Wiener Kabinet bei Alexander III. angesammelte Groll sich in einer gefährlichen Explosion entlade. Es war also Deutschlands Bestreben, welches darauf ausging, die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg erfreulicher zu gestalten. Und wenn Graf Kalnoky in der Lage war, diese Besserung zu konstatiren und sie vielleicht höher als zulässig zu bewerthen, so geschah dies nicht gegen den Wunsch und Willen der deutschen Politik, sondern vielmehr in Folge des Verhaltens des Grafen Caprivi, das man, wie anzunehmen ist, auch in Wien sehr wohl zu würdigen weiß. In der That hat denn auch Graf Kalnoky alsbald die Gelegenheit ergriffen, um in einer längeren Auseinandersetzung die laut gewordenen Zweifel an der Loyalität Oesterreichs in Bezug auf sein Festhalten am Dreibund auf das Entschiedenste zu bekämpfen. Und es ist Hoffnung vorhanden, daß man in Frankreich die gebührende Lehre aus diesem Vorgange ziehen wird.

Freilich kann keiner der in Frankreich im Vordergrund stehenden Politiker gewisser chauvinistischer Redensarten voll und ganz entrathen, will er anders seinen Einfluß auf die Bevölkerung nicht muthwillig aufs Spiel setzen. Selbst Herr Constans, der Bezwinger des Boulangismus, der in seiner neuesten Rede zu Toulouse als Autor eines neuen Programms, um das sich alle gemäßigten Elemente der Republik schaaren sollen, auftrat — selbst Herr Constans konnte von dieser leidigen Gewohnheit, in effektvollen Phrasen mit patriotischem Säbelrasseln zu spielen, sich nicht freimachen. Er sprach allerdings noch immerhin vorsichtig genug und hat deshalb mit seinem neuen Programm vor den Revanchepatrioten wie Déroulède und Genossen keine Gnade gefunden. Um so bemerkenswerther ist es, daß es Constans gewagt hat, dem radikalen Programm der sogenannten Konzentration der Republikaner, wie sie das gegenwärtige Ministerium Dupuy vertritt, energisch gegenüberzutreten. Der Redner von Toulouse will alle gemäßigten Elemente zu einer Partei zusammenschweißen und bricht deshalb mit jener Politik des Mißtrauens in die Republikaner von gestern, die sich erst aus verstandesmäßigen Erwägungen mit der königslosen Staatsform ausgesöhnt. Er will ihnen den Zugang zur Republik unter denselben Bedingungen gestatten, wie den Republikanern von vorgestern.

Das heißt also, den Politikern, die vorher zu einer monarchischen Fahne geschworen hatten. Die französischen Wahlen stehen im August bevor, und es wird sich dann zeigen müssen, ob die Grundsätze, zu denen sich Constans bekannte, einen solchen Nachhall in der Bevölkerung gefunden haben, um ihn an die Spitze der Geschäfte treten zu lassen. Fast hat es den Anschein, als ob vor der Hand das gegenwärtige Kabinet fest entschlossen sei, sich nicht vom Platz verdrängen zu lassen, so daß die Leitung der Wahlen dem Ministerpräsidenten Dupuy verbliebe. Aber wenn auch der Ansturm, den Constans soeben genommen, um an die Spitze der ausübenden Gewalt zu gelangen, diesmal noch nicht zum Ziele führt, so bürgt doch die Zähigkeit seines Charakters dafür, daß er über kurz oder lang von dem ihm im Stillen widerstrebenden Carnot zur Leitung der Geschäfte wird berufen werden müssen.

Der Ausgang der künftigen Wahlbewegung in Frankreich ist natürlich für Jedermann zur Zeit ebenso sehr ein Buch mit sieben Siegeln wie das Ergebniß der Wahlkampagne, welche zur Zeit den deutschen Wahlkörper durchzittert. Niemand, auch der am meisten

---

Die Perlenfischer.

(Oper in drei Akten von Georges Bizet.)

Besprochen von [Nachdruck verboten.]

Heinrich Neumann.

e Direktion des Krollschen Theaters und Frau Marie Sembrich kommen einander in dem anerkennenswerthen ben, dem Publikum Neues zu bieten, stets entgegen. Das diese Gastspiel der beliebten Sängerin ist die Veranlassung für die abung der dreiaktigen Oper „Die Perlenfischer" von ges Bizet gewesen, die, in Italien allenthalben gern gesehen, in Deutschland bisher fast unbekannt geblieben ist. Daß uns hr die Gelegenheit geboten wurde, das Werk kennen zu lernen, reulich; schon der nachhaltige Erfolg der „Carmen" reizt Beschäftigung auch mit den älteren Werken des so erstorbenen Komponisten. „Zu früh verstorben!" Das Wort häufig mißbraucht, es wird immer angewendet, wenn ein er in jungen Jahren aus dem Leben geschieden ist; daß r für Bizet seine volle Berechtigung hat, beweist gerade ein ich zwischen den Perlenfischern und Carmen. Denn wir ersehen daraus, daß die Begabung des französischen Tondichters großen und schnellen Entwickelung fähig war. Spuren des , der durch Carmen geht, finden sich auch in den Perlenen, nur ist Bizet noch nicht zur Selbstständigkeit durchgedrungen; t, und tastet hier noch, während er später mit gereiftem ndniß fest zugreifen konnte, in der Sicherheit, das Rechte zu Einen außerordentlich feinen Sinn bekundet Bizet auch in teren Oper schon für die Instrumentation.

ß die „Perlenfischer" bei ihrem ersten Erscheinen es nicht zu durchschlagenden Erfolge bringen konnten, ist sehr begreiflich. tiefgehenden Wirkung steht einmal das völlig undramatische ch im Wege, und dann enthält die Musik neben manchen ellen Wendungen zu viel Hergebrachtes. Der Einfluß Gounods, beers, ja auch Mendelssohns tritt deutlich hervor. Aber da — und das ist besonders interessant — liegen in der Partitur Keime, die, nachmals auf italienischen Boden verweht, zu r Saat auswuchsen. Einzelne Motive, die bei Bizet recht unend erscheinen, finden sich in den später geschaffenen Werken und Mascagnis wieder und sind von diesen durch kleine rhythVerschiebungen und eigenartige Verwendung zu großer Bedeutung men. Daß Bizet noch nicht ausgereift war, als er die Perlen schuf, ist der Grund, warum seine Musik wenig Anklang Daß sie dem damaligen Pariser Publikum — die Oper stammt em Anfange der sechziger Jahre — zu wagnerisch gewesen sei, ver zu glauben, obwohl sie nach einer Richtung in sehr bestswerther Weise von dem herkömmlichen Stile der großen Oper abweicht. Einen Zopf, der uns Neueren, die wir durch Wagner erzogen sind, besonders unsympathisch ist, hat Bizet mit scharfer Scheere abgeschnitten: die ewigen, unsinnigen Wiederholungen der Textesworte zum größeren Ruhme der Vollendung der Form in den Arien. Seine Musik bewegt sich allerdings fast durchweg in geschlossenen Formen, aber er thut dem Worte keine Gewalt an. Hat Bizet Wagner, hat er dessen Theorien gekannt? Wir wissen es nicht. Vielleicht hat er unabhängig von dem deutschen Meister dies oder jenes für richtig erkannt, ohne die einmal betretene Bahn mit gleicher Konsequenz und gleicher künstlerisch bewußter Absicht weiter zu wandeln. Bizet macht von der Reminiscenz (in den Perlenfischern einen für seine Zeit merkwürdig ausgiebigen Gebrauch. Eine Liebeshymne zieht sich durch das ganze Werk, und das Auftreten Nurabads sowohl als das der Leila wird wiederholt im Orchester mit denselben Sätzen angezeigt.

Die Melodie der Leila — von einem Leitmotive kann nicht entfernt die Rede sein — liegt dem kurzen Orchestervorspiel zu Grunde. Der erste Akt beginnt mit einem echt Bizetschen Klangeffekt; verschiedene Instrumente stehen in Quinten zu einander, und dazu ertönt das Tambourin. Beim Emporgehen des Vorhanges entwickelt sich auf der Bühne ein Tanz, zu dem ein bald dreistimmiger, bald fünfstimmiger Chor singt. Ein Ganzes für sich bildet in diesem Ensemble der vierstimmige, stark an die Mendelssohnsche Schreibweise erinnernde Gesang der Fischer, in dem uns von den Perlen im Meere erzählt wird. Da erscheint Zurga und fordert die Männer auf, sich einen Führer zu wählen. In einem Liedertafelchor erklären sie, daß nur Zurga selbst dieser Ehre würdig sei. Nachdem die Wahlhandlung beendet, kommt Nadir an, der mit einem zwar leicht ins Ohr fallenden, aber nicht eigentlich bedeutenden Liede sich als Jäger vorstellt, dessen Leben dem der Perlenfischer sehr ähnlich sei, da beide viel Gefahren zu bestehen haben. Tanz und Gesang bilden, wie den Anfang, so auch den Schluß dieser Szene.

Nadir und Zurga bleiben allein und erzählen in einem langen Duett die Geschichte ihrer früheren Freundschaft, die durch die Liebe zu derselben Jungfrau einst einen Stoß erhalten. Bei der Erwähnung des Mädchens ertönt zum ersten Male, von einer Flöte geblasen, von Harfen begleitet, die Liebeshymne, die zum Schluß von den beiden Freunden gesungen wird. Auf diese Weise werden wir auch gleich darauf vorbereitet, daß Leila, die eben erwartet wird, keine Andere ist als die Geliebte Nadirs und Zurgas. Leila kommt nach Ceylon, den Schauplatze der Handlung, um als reine Jungfrau für die Fischer zu beten, wenn sie nach den Perlen tauchen. Sie wird von der Menge, die sich inzwischen wieder eingefunden hat, mit einem frischen Chor begrüßt. Sie muß schwören, daß sie der Liebe und Ehe entsagt. Zurga ermahnt sie, den Schwur zu halten. Die melodische Phrase, mit der er ihr den Lohn für ihre Treue ausmalt, klingt anfangs sehr banal, gewinnt aber durch den Gegensatz der darauf folgenden Drohung für den Fall der Untreue. Männer und Weiber fallen mit einem langvollen, schön gesetzten Gebet an Brahma ein, und Leila wird unter den Klängen ihrer Melodie auf den Felsen geleitet, auf dem sie beten soll. Nadir singt ihr eine Romanze nach, in der er über das verlorene Liebesglück klagt. Im Finale des ersten Aktes setzt der Priester Nurabad Leila ihre Pflicht noch einmal aus einander. Leila singt ein Anfangs orientalisch, später spanisch gefärbtes Lied, der Chor unterbricht sie mit der Aufforderung, weiter zu singen, und diese Aufforderung wird wieder von Koloraturen der Leila, die sich gleich Arabesken um die Chormelodie winden, begleitet.

So geht es fort durch die ganze Oper, überall eine Mischung von Originellem und Trivialem. Das Interesse erschlafft, weil die Handlung absolut nicht vorwärts schreitet, oder eigentlich überhaupt keine Handlung sich abspielt. Nadir besucht Leila im zweiten Akte auf dem Felsen und wird, als er sie verläßt, von den Wächtern gefangen. Beide sollen den Tod erleiden, aber Zurga, der den Freund retten will, gebietet als Führer, das Paar ungestraft ziehen zu lassen. Unglücklicher Weise fordert Nurabad, daß Leila, die bis dahin immer verschleiert erscheinen mußte, ihr Gesicht enthülle. Als Zurga nun sieht, daß Leila die einst so heiß Geliebte ist, übermannt ihn die Eifersucht, und er befiehlt nunmehr, die Frevler doch zu tödten.

Aber damit ist die Unentschlossenheit Zurgas noch nicht beendet. Im dritten Akte beklagt er wieder das Schicksal des Feindes, am liebsten möchte er ihn doch noch retten. Als aber Leila zu ihm geführt wird und ihm um das Leben Nadirs bittet, kocht sein Zorn wieder auf. „Du liebst ihn, und darum muß er sterben!" ruft Zurga Leila zu. Aber er stirbt doch nicht. Leila hat nämlich in ihrer Kindheit einmal einem Jüngling das Leben gerettet. Die Kette, die sie zur Belohnung und Erinnerung von dem Fliehenden damals erhielt, will sie jetzt der Mutter senden. An der Kette erkennt nun Zurga, daß er sein Leben der Geliebten verdankt, er hat sie ihr einst gegeben. Natürlich muß er Leila jetzt retten. Er zündet die Häuser seiner Gefährten an, und während diese mit den Löscharbeiten beschäftigt sind, läßt er Nadir und Leila entfliehen. Er selbst wird zur Strafe für den Verrath von Nurabad erstochen.

Die Leila wurde von Frau Sembrich mit der ganzen Kunst, die sie auszeichnet, gesungen. Die Herren Fricke (Zurga) und Mö[illegible] (Nadir) waren nicht ohne Erfolg und unter wiederholtem Beifa[illegible] Publikums bestrebt, sich neben der beliebten Sängerin zu be[illegible] In der Gesammtaufführung konnten kleine Schwankungen vermieden werden, doch verdient der Fleiß und die Sor[illegible] die Vorstellung von Kapellmeister Ruthardt vorher Anerkennung. Die rauschenden Ovationen, durch [illegible] am Schlusse wieder gehört wurde, geben der [illegible] daß, so oft sie die Titelpartie singt, die Perle[illegible] Publikum große Anziehungskraft besitzen [illegible] A. Zirge.